

Nr. 20. Bromberg, den 26. Januar 1937

Und ewig singen die Wälder

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

(19. Fortsetzung.)

Es machte sich so — offenbar hatte sie es so eingerichtet — daß sie Tore Björndal streifte.

Sie warf im Vorübergehen ein paar Worte hin; es lag Trotz in ihren Augen und Hohn um ihren Mund — und der Leutnant neben ihr lachte laut. Tore blieb lange schweigend stehen. Dann wandte er sich um und ging ihnen nach.

Elisabeth und der Leutnant bogen soeben in die Allee von Borgland ein, als sie jemanden mit schnellen Schritten hinter sich herkommen hörten. Sie blieben stehen und sahen sich verwundert nach dem Kommenden um. Der Riese von Leutnant stellte sich fest zwischen Elisabeth und Tore.

Tore bat, mit Fräulein Elisabeth allein sprechen zu dürfen, wenn sie es gestatte. Er wollte ihr gewiß etwas auf ihre letzten Worte erwidern. Doch Schön-Elisabeth hatte ihr letztes Wort gesprochen und war nicht gesonnen, mehr zu sagen. Sie hob ihren stolzen Nacken, kalte Verachtung blitzte aus ihren Augen. Dann ging sie einfach weiter — in den Schatten der Allee hinein.

Als Tore folgen wollte, legte ihm der Leutnant von Margas seine riesige Faust auf die Schulter, um den Zudringlichen beiseite zu schleudern. Da fiel ein Schlag, schnell wie der Blitz, und hart fast wie der Tod — und Tore ging allein die Allee hinauf, während der Leutnant in seiner ganzen Länge auf dem herbstlich kühlen Wege lag. Der Wind sauste durch die Bäume und fegte welke Blätter über Tores Fuß. Auf der Allee mitten zwischen der Landstraße und Borgland schritt Fräulein Elesabeth stolz wie eine Königin daher, als Tore sie erreichte.

Weiß wie Kalk wurde ihr Antlitz im Mondschein, als sie gewahrte, daß nicht der riesenstarke Leutnant gegangen kam, sondern Tore Björndal, den sie mit hönischen Worten tödlich verwundet hatte. Ein Blick zurück zeigte ihr, daß der Leutnant fort war.

„Ihr danktet mir beim Hinausgehen, daß ich Euch ein so vergnügliches Spielzeug gewesen sei", sagte Tore mit bebender Stimme; „und ich könne jetzt weiterspielen mit solch blödem Weibervolk, wie es mein Geschmack sei. Ihr sagtet, es habe Euch Spaß gemacht, aus lauter Langeweile ein bißchen mit mir zu spielen — Tore trat dicht an sie heran — „aber Ihr gabt mir keinen Kuß, als Ihr gingt, Fräulein von Gall."

Mitten in der stolzen Borgländer Allee legte Tore den Arm um Elisabeth von Gall. Sie war vor Zorn und Angst halb von Sinnen und brachte keinen Ton heraus.

Trotz allem Widerstand lag sie wie eine seidene Puppe in seinem mächtigen Arm, und während der Mond bläulichbleich schien und das Herbstlaub auf dem Wege raschelte, küßte Tore Fräulein Elisabeth, daß ihre Lippe aufsprang und ihr Mund blutete.

„Auch ich danke somit für das Spiel, schöne Jungfer", sagte Tore, verbeugte sich artig und ging.

Er schritt an ihr vorüber — die Allee von Borgland entlang. Ohne Mantel — in der stattlichen Festkleidung, mit wilden Locken um den Kopf. Dann bog er nach Norden ab, wo der alte Weg nach Björndal an der Schlucht vom Jungfrautal vorüberführte.

Nach diesem Erlebnis mochte er nicht nach Hovland zurückkehren. Der Wagen konnte ja am nächsten Morgen abgeholt werden.

Fräulein Elisabeth stand starr und stumm, das Spitzentuch vor ihrem blutenden Mund, wie eine Bildsäule mitten auf dem Wege. Vielleicht war es nicht nur ihre Lippe, was blutete. Hart und hochmütig ging sie bisher ihren Weg, voller Spott über alles und alle. Noch immer hatte sie ihren Willen durchgesetzt — bis zu dieser Stunde. Jetzt bekam sie ihre Strafe.

Zum ersten Male war sie jemandem begegnet, der ihren Willen kräftig beiseite schob und Hohn mit Hohn vergalt. Haßte sie ihn deshalb?

Jemand kam eilig die Allee herauf, und sie wandte sich Borgland zu und setzte ruhig ihren Weg fort. Es war der Leutnant, der nach dem fürchterlichen Schlag endlich wachgeworden war.

„Hat er Euch etwas angetan?" fragte er mit heiserer, verzweifelter Stimme.

„Fragt ihn selbst, tapferer Ritter", entgegnete sie und wies dorthin, wo Tores Spur zu finden war.

Darauf ging Elisabeth geradenwegs heim, während der Leutnant von Margas seinen Degen zog und die Richtung zur Schlucht einschlug. Flammende Röte kam und ging auf seinem verstörten Gesicht — und der Mond beschien seinen Weg.

Der Wind war stärker geworden. Er fegte klagend durch die Bäume der Allee, scharrte das Laub in Haufen zusammen und wirbelte es wieder auseinander. Irgendwo weit draußen im Tal heulte ein Hund, und der Uhu schrie von den Felsen über dem Abgrund.

Der Leutnant kam zurück. Den Degen trug er noch in der Hand, aber er blinkte jetzt nicht mehr so hell im Mondenschein. Als er die Allee betrat, erwachte er nach dem wilden Taumel zum Leben. Er starrte entsetzt auf die blutige Klinge und griff sich mit der Linken an die Stirn.

Um des Himmels willen — zu welcher Untat hatte er sich hinreißen lassen? Des Königs Waffe in der Hand eines Offiziers — gegen einen Waffenlosen!

Tapferer Margas. Die böse Elisabeth hatte seinen Namen für ewige Zeiten befleckt, seine Laufbahn beendet — sein Leben vernichtet. Wie im Traum ging er vom Weg ab und stieß den Degen bis an den Griff in die Erde. Dann putzte er ihn und trocknete seine Hand im Grase. Danach aber stand er, schwer an einen der Alleebäume gelehnt, wieder still. Nur ein einziges Mal stöhnte er auf — und eine namenlose Qual lag in diesem Stöhnen.

Da plötzlich war es, als schlügen Himmel und Erde zusammen; der Baum, an den er sich lehnte, schwankte, und die Erde unter ihm bebte. Von dort hinten, wo er seine Untat verübt hatte, ertönte ein Krachen wie ein Dutzend

Donnerschläge zugleich — und dann fuhr es dröhnend hinab wie in die Ewigkeit.

Kreideweiß — am ganzen Leibe zitternd, blieb er stehen und rang nach Atem. An Gespenster glaubte er kaum; daß aber in dieser Nacht die Pforten der Hölle offenstanden, das war gewiß.

Das Fest auf Hovland mußte gerade zu Ende sein; denn er hörte Menschenstimmen näherkommen. Da stahl er sich eilends in den Schatten der Bäume und verschwand auf Borgland zu.

Die ganze Nacht lag er wach und überlegte, was am nächsten Tage zu tun sei. Sollte er es dem Oberst berichten — und ihm die Entscheidung überlassen — oder was in aller Welt sonst? — — —

Am Morgen war er frühzeitig auf, mit zitternden Händen, bleich wie der Tod.

Der erste, den er traf, war der Oberst.

— „Habt Ihr schon gehört, was heute nacht geschehen ist?" fragte der Oberst.

„Ist es schon an den Tag gekommen?" dachte von Margas, und seine Zunge klebte trocken am Gaumen.

Aber der Oberst wartete die Antwort nicht ab:

„Der Gipfel der großen Klippe hat seine Form verändert. Ein Block wie ein Berg ist ins Jungfrautal hinuntergestürzt. Ja, wir haben es lange kommen sehen; nur merkwürdig, daß es jetzt im Herbst geschehen ist. So etwas kommt ja sonst im Frühjahr bei der Schneeschmelze vor, aber der Felsblock hat den ganzen Sommer übergehangen, und heute nacht hat ihn der Sturm ins Rollen gebracht."

Der Oberst redete weiter und der Leutnant entnahm daraus, daß der Fels gerade an der Stelle abgestürzt sein mußte, wo in der Nacht — — —. Nach Stunden konnte er endlich aufatmen.

Doch seine Qualen waren hiermit nicht zu Ende.

Später am Tage kam ein Mann mit einem Rappen auf den Hof gefahren. Es war der alte Dag — zum erstenmal seit Urzeiten hielt hier ein Pferd von Björndal.

Er wollte mit Fräulein Elisabeth sprechen und mit einem Leutnant von Margas. Der Oberst selbst erschien mit kühler Miene. Um was es sich handle?

Er wolle nur mit ihnen sprechen, und zwar sehr dringlich.

Dies war das zweitemal, da sich Dag Björndal und von Gall begegneten. Dag fragte, ob es stimme, daß sein Sohn den beiden heute nacht von Hovland hierher nachgegangen sei? Das habe er im Bezirk in Erfahrung gebracht.

„Ja", antwortete Fräulein Elisabeth. „Er nahm den alten Weg nach Norden. Dort, wo der Felsen heute nacht herabgestürzt ist", fügte sie hinzu.

Von dem Bergsturz wußte Vater Dag bereits, und seine Stirn furchte sich tief; im übrigen verzog er keine Miene.

„Mehr habt ihr mir nicht zu sagen?" fragte er düster.

„Nein, mehr nicht."

„Ist — ist er nicht heimgekommen?" fragte Fräulein Elisabeth — und auf ihren Zügen schien Freude mit düsterer Trauer zu kämpfen.

„Nein, er ist nicht heimgekommen."

Danach verweilte sein Blick lange auf Fräulein Elisabeths schönem, aber hartem Gesicht — lange auf des Leutnants unruhigen Augen und seiner zitternden Hand. Dann nahm Dag Björndal sein Pferd und fuhr — den alten Weg zum Jungfrautal. Weithin sah man die Verwüstung. Der Felsblock hatte den größten Teil des Weges fortgerissen, als er in die Tiefe niederrollte.

Dag stieg ab und kletterte so weit wie möglich in den Abgrund hinunter. Von Tore keine Spur, aber das Felsstück war so riesig, daß es fünfzig Mann auf ewige Zeiten unter sich hätte begraben können. Der Weg war weiterhin nicht mehr fahrbar, er mußte wenden und über Borgland zurückkehren.

An der Wegkreuzung in der Allee stand Fräulein Elisabeth.

„Habt Ihr ihn gefunden?" fragte sie.

„Nein."

„Wart Ihr auch im Abgrund drunten?" Und ihre Stimme bebte vor Grauen — oder vor Freude?

„Ja", erwiderte Dag nur und fuhr davon.

Leutnant von Margas hörte von Fräulein Elisabeth, daß sich keine Spur gefunden habe.

Sie sah wohl, daß sich Friede über seine gequälten Züge legte — und fügte hinzu:

„Habt Ihr ihn etwa hinterrücks erstochen?"

Sein Antlitz wurde aschfahl, er wandte sich um und ging.

Hatte Fräulein Elisabeth ihn zurückkommen und den Degen abwischen sehen, ehe der Bergsturz niederging?

Margas erfuhr es niemals; er reiste noch am gleichen Tage ab und kehrte nicht wieder.

Fräulein Elisabeths Lippe wollte nie recht heilen. Bei kaltem Wetter sprang sie auf und blutete, und auch zu anderen Zeiten blutete sie. Oder hielt sie die Wunde offen — zum Andenken an den einzigen Mann, dem sie begegnet war?

Weit und breit im Lande steckten die Leute geheimnisvoll die Köpfe zusammen, wenn die Rede auf Tore Björndal kam. Daß er von denen, die im Jungfrautal hausten, geholt worden war, stand fest, so wie er den Jungfern auf Erden mitgespielt hatte — und obendrein noch in die Schlucht zu steigen bei Mondenschein! Daß ein Mensch so tollkühn sein könne, hätten sie nicht gedacht — und es war ja auch schlimm ausgegangen . . .

Auf Björndal hinterließ Tores Tod tiefe Spuren.

Vater Dag nahm es am ruhigsten von allen; jedenfalls ließ er sich wenig merken. Ane Hammarbös Worte hatten sich erfüllt. Er hatte es erwartet und war darauf vorbereitet. Aber daß der Sohn nun nicht in geweihte Erde kommen sollte, das schmerzte ihn. Den jungen Dag trieb es seitdem noch stärker zum Walde und er wurde ganz tiefsinnig. Nur selten erschien er daheim.

Therese traf es am schwersten. Ihr Rücken verschlimmerte sich und die Kräfte der starken Frau begannen ernstlich nachzulassen. Eines Abends gegen Ende des Winters kam Jungfer Kruse ruhig wie immer in die Diele hinaus; Dag plauderte mit dem Hauptmann. Sie solle Dag bitten, zu Therese zu kommen. Er erhob sich und eilte in die Vorderstube, wo Therese im Sessel saß. Sie streckte ihm die Hände weit entgegen, und seine Augen wurden seltsam feucht, als er auf sie zutrat. „Bald ist es Zeit mit mir. Es zieht mir so kalt über den Rücken. Das Leben friert jetzt aus mir fort." Dag holte sich einen Stuhl und setzte sich ihr gegenüber. Sie nahm seine beiden Hände, ihr Kopf senkte sich hilflos und müde.

„Dank, Dag, innigen Dank für alle die guten Tage, die wir miteinander hatten. Und ich hoffe, der liebe Gott wird mir vergeben, was ich gefehlt habe."

Dag empfing ihre Hände so behutsam, als seien es junge Vögel. Sein Kopf sank immer tiefer, wie unter einer erdrückenden Last, und seine Stimme zerschmolz in ein weiches Schluchzen: „Ich bin es wohl, der zu danken hat für alle Tage, die du hier für mich und die Meinen gesorgt hast."

Jungfer Kruse hatte sich offenbar in den letzten Tagen Gedanken gemacht und schon jemanden nach dem jungen Dag in den Wald geschickt; und gerade, als der Vater diese Worte sprach, öffnete sich die Tür, und still wie ein Geist schlich der Sohn hinein und sank am Stuhl der Mutter in die Knie. Er war schnurstracks vom Wald nach Hause gelaufen, so daß es ihm fast die Brust gesprengt hatte. Therese spürte ihn noch durch den ersten Todesschleier hindurch, der jetzt bereits über ihren Augen lag.

„Bist du es, mein Junge", sagte sie und legte ihre zitternde Hand auf seinen Kopf. „Gott segne dich, daß du gekommen bist."

Das waren Therese Björndals letzte Worte. Der Junge weinte zum erstenmal, seit er erwachsen war. Er weinte lange um seine Mutter. Er hätte noch so vieles mit ihr zu reden gehabt — tausend liebe Worte, die ungesagt blieben. Es war zu spät. Seine Mutter war für immer gegangen.

Ein Begräbnis wie das Therese Björndals hatte man in dieser Gegend noch nicht erlebt. Obgleich sie während der letzten Jahre vollkommen an den Stuhl gefesselt blieb, waren die Leute doch zu ihr gewandert und hatten in Sorge und Not Rat und Hilfe geholt; mit ihrer inneren Festigkeit war sie bis zum letzten Tage Herr über ihre eigenen Leiden wie über die Sorgen des ganzen Bezirks geblieben. Wer Pferde besaß, fuhr, und wer sich den Fahrenden nicht anschließen konnte, ging zu Fuß, groß und klein, alt und jung — den weiten Weg zur Kirche. Ja, selbst aus dem offenen Lande kamen sie und reihten sich in das Geleit ein.

Danach entstand eine lähmende Stille. Stille in der Siedlung und auf dem Hof. Die Menschen gingen lautlos umher und blickten scheu um sich.

(Fortsetzung folgt.)

Schwäbische Fasnet.

Narrenstädte im Schwarzwald und am Bodensee.

Von **Wilhelm Heimer**-Stuttgart.

Wenn gegen Winterende das Eis schmilzt, bricht es aus dem Alemannen hervor. An der „Fasnet" kommt alte, langverhaltene Freude an Spiel und Tanz, an Schalk und Scherz zum Durchbruch. In der Tiefe der Volksseele tun sich muntere Quellen auf, und uralte Bräuche werden lebendig.

Man fährt in das „Häs".

Wochen vor Fastnacht richtet man sein „Häs", damit man zur gegebenen Zeit nur hineinzuschlüpfen braucht. Die Narren und Närrinnen kommen zusammen, Scherze werden ausgeheckt. Sämtliche althistorischen Narrenzünfte aus Württemberg, Baden und Hohenzollern feiern jährlich ein großes Narrentreffen. „'s goht degege", pflegt man in diesen Tagen in den Narrenstädten zu sagen. Narrenvater und Narrenmutter sorgen dafür, daß der Narrensamen, dies ist die Jugend, Gelegenheit bekommt, sich zu betätigen.

Vom „gumpigen" Donnerstag bis zum „dreckigen Samstag.

In gewissen Gegenden des Schwabenlandes gibt es einen „gumpigen" (gumpen = hüpfen), unsinnigen, unseligen oder leidigen Donnerstag. Anderswo hat dieser Donnerstag vor Fastnacht auch den Namen fetter Donnerstag, was auf das Gabeheischen der im Dorf umziehenden Jugend hinweist. Dem festlichen Donnerstag folgt der „dromige" (rußige) Freitag, wo man die Freunde mit Ruß zu beschmutzen sucht. Der nächste Tag ist der schmalzige oder „schmotzige" (Schmotz = Bett) Samstag, wo Küchlein gebacken werden. Einige Landstriche feiern noch den nächsten Sonntag als Herrafasnet, den laufigen Montag als Baurafasnet und schließlich die allgemeine Narrenfastnacht am Dienstag.

Im Narrennest Rottweil und in Oberndorf.

Eine der ältesten Narrenstädte ist die frühere Reichsstadt Rottweil am Neckar. „Rottweil ist ein Narrennest — schon vor alter Zeit gewest", sagt ein Sprichwort. Nach der Chronik der Stadt waren schon im 15. Jahrhundert hier überall die „Geschell — Narrek" zu finden. In den Vormittagstunden des Fastnachtmontags und Fastnachtdienstags entquillt dem schwarzen Tor unter Schellenklang und Peitschenknallen ein seltsamer buntscheckiger Zug von Gestalten. Es ist der alte Rottweiler Narrensprung. Voran hüpft das Brieler Rößle, eine hölzerne, mit Tuch drapierte Pferdemaske, die ein Mann sich umhängte und die von zwei „Treibern" geführt wird. Die Hauptmaske ist der „G'schellnarr", der auch in andern Fastnachtstädten erscheint. Über Brust und Rücken gekreuzt trägt er das bis zu 60 Pfund schwere G'schell. Seine Larve zeigt einen weit geöffneten Mund mit grinsend geblecktem Gebiß und einen Blumenstrauß mit herabhängendem Fuchsschwanz. Die G'schellnarren gehen nicht, sondern „jucken", d. h. sie hüpfen im Zweivierteltakt auf den Zehenspitzen durch die Straßen, was einen gespensterhaften Eindruck hervorruft. Eine eigenartige Maske ist auch der „Federehannes", dessen Larve an den Ecken des „Bisses" zwei vorstehende Eberfangzähne hat. Er trägt einen offenen wallenden Mantel mit flatternden, zum Teil gefärbten Federn. Auf dem Kopf hat er einen Dreispitz und in der Hand einen langen, in einen Kalbsschwanz endigenden Stock. Weitere Rottweiler Typen sind das „Fransenkleidle" und der „Schantle". Allen gemeinsam sind die Handschuhe, mit denen die an den Straßen stehenden Zuschauer ziemlich unsanft angefaßt werden. In Oberndorf am Neckar ist das „Dreckkärrle" beliebt, eine über hundert Jahre alte Holzmaske, deren Farbe nicht mehr erneuert wurde, daher die offenherzige Bezeichnung. Nach der Messe geht's im Laufschritt und mit rhythmisch gesungenem „d' Kirch ischt aus, Narra raus!" vor das Narrenhaus, wo sich die Teilnehmer anziehen. Ist es dann soweit, so setzt sich der kunterbunte närrische Zug in Bewegung.

Das „Häuseln" in Villingen.

Die Führung in der Baarer Narretei hat Villingen. Die Bräuche haben sich dort am vollständigsten erhalten: das Ausgraben der alten Fasnet, das Beerdigen am Aschermittwoch und andere. Es gibt kaum einen Villinger und eine Villingerin, die an Fastnacht nicht „ins Häs" geht. Hauptpersonen sind der Hansele mit seiner eigenartigen Kleidung, der sich gern in Begleitung eines „Mäschgerlis" zeigt, eines Mädchens oder einer Frau in der Altvillinger Bürgerinnentracht mit der alemannischen Radhaube, wenn er nicht gerade in schellendem Gruppenlauf durch die Gassen der alten Stadt eilt, um zu „strählen", das heißt Bekannte zu hänseln. Eine Abart der Villinger Narro sind die ebenfalls die Stadt durchrennende „Wuscht", mit Stroh ausgepolsterte, durch Rückenbretter geschützte Gestalten, an denen die Jugend ihren Übermut mit Schneeballen kühlen darf. Sie stellen wohl die Sinnbilder der bösen Wintergeister dar, die man aus den Stadttoren jagt.

Narrengericht in Stockach.

Nicht weniger stolz als die Rottweiler, Oberndorfer und Villinger auf ihre Narrenüberlieferung sind die Stockacher auf die beinahe 600jährige Geschichte des „hohen, großgünstigen Narrengerichts der privilegierten Stadt Stockach", das aus dem Gerichts- und Laufnarrenvater, dem Narrenschreiber, dem Säckelmeister und dem Ordensmeister besteht. Das Stockacher Narrengericht ist eine fürstliche Stiftung, die dem Mitbürger Hans Kuony, Hofnarren des Erzherzogs Leopold von Österreich, zu danken ist.

In Überlingen wird „geschnurrt".

Die Bodenseestadt Konstanz hat ihren Hemdglonkerzug, eine seltsame nächtliche Wallfahrt im Hemde, die am Abend des schmutzigen Donnerstag singend und johlend durch die Stadt zieht. In Radolfzell am Bodensee gibt es die sogenannten „Schnitzweiber", die am Fastnachtmorgen in das Rathaus ziehen und dem Bürgermeister den Einzug der Fastnacht verkünden. In spaßigem Zeremoniell werden die Kinder aus der Schule geholt, wobei die Schnitzweiber die vorher bei den Geschäftsleuten gesammelten getrockneten Birnen- und Apfelschnitzel an die Jugend verteilen. In dem malerischen Fischerstädtchen Laufenburg, das bereits zur Schweiz gehört, ziehen die „Huschi", vermummte Bürgerstöchter, am „auseligen" Donnerstag von Wirtschaft zu Wirtschaft, um ihren Liebhabern, Männern, Brüdern und Vätern unverblümt ihre „Ansicht" zu sagen. Im Kinzigtal, besonders in Haslach, und auch sonst im badischen Schwarzwald sagt man zu diesem Hänseln, das dort ein Vorrecht der Weiblichkeit ist, „Schnurren". Auch in Überlingen wird „geschnurrt", während man in Donaueschingen „gehechelt" wird. Auch noch sonstige Bezeichnungen gibt es für das alte „Auffagen", das Gelegenheit geben soll, Leuten, denen man sonst nicht die Wahrheit sagen darf, das Nötige beizubringen. Wer sich im vergangenen Jahr einen Schwabenstreich geleistet hat, kann sicher sein, daß beim „Auffagen" unverblümt daran erinnert wird. Damit nichts in Vergessenheit gerate, werden vorher Narrenbücher angelegt, die bei den Umzügen mitgetragen werden

„Bräuteln" in Sigmaringen.

Auch im schwäbischen Preußen, wie Hohenzollern wohl genannt wird, finden sich alte Fastnachtsbräuche. In Sigmaringen leitet das „Bräuteln" die Fastnacht ein. Unter den Klängen des Narrenmarsches und des Narrenliedes werden die neugebackenen Ehemänner um den Marktbrunnen herumgetragen, wobei sie aus einem großen Henkelkorb Salzbrezeln unter die Zuschauermenge werfen. Derselbe Brauch besteht in Haigerloch. In Grosselfingen gibt es wie in Stockach ein Narrengericht. In Frohnstetten werden die Mädchen an ein langes Seil gespannt und so in die Wirtschaft geführt. Ein köstlicher Brauch hat sich in Trillfingen bei Haigerloch erhalten. Hier werden am Fastnachtdienstag alle ledigen Mädchen vor eine Egge gespannt, und diesem Jungferngespann voran geht unter allerlei Belustigungen der jüngste Ehemann des Dorfes als Sämann.

Das lodernde Ende.

Den Beschluß der Fastnacht bildet der „Funken". In ganz Oberschwaben bis auf die Randhöhen der Alb flammt es am Sonntag nach der Fastnacht empor. Der „Funken" bedeutete unseren Altvordern die heilige, reinigende und läuternde Flamme, die den Lenz ankündigt.

Frau Marthe.

Skizze von Maria Branowitzer-Rodler.

Waschdunst erfüllt den kleinen Raum. Fast kann man Mutter Marthe gar nicht wahrnehmen. Auch die weiße Wäsche blitzt nur hie und da aus den Dunstwolken, wenn Marthe ein Wäschestück hochhebt und es dann wieder in den Waschtrog versenkt. Bei den beiden schmalen, vergitterten Fenstern, die auf die Straße führen, ballt sich der Dampf und kämpft mit der klaren, reinen Herbstluft, die sich in den Raum einen Weg suchen will. Im Waschkessel brodelt die Wäsche, und der Feuerschein des Ofens leckt über den nassen Betonboden.

Marthe wäscht. Jedes Stück seift sie, rumpelt und windet sie. Ihre sonst so stumpfen, gleichgültigen Augen blicken heute erstaunt, und ihre feuchte Stirne ist noch runzeliger als sonst. Sie grübelt. Aber sie spricht nichts. Mit wem hätte sie auch sprechen sollen? Marthe wäscht ganz allein, Jahr und Tag wäscht sie. Ihr Mann ist lange schon tot und ihr Sohn in der Fremde. Freude kehrt selten als Gast bei Frau Marthe ein. Wenn sie in ihre kleine, bescheidene Wohnung zurück kommt, schafft sie noch unermüdlich. Daheim blitzt alles vor Sauberkeit. Und wenn alles fertig ist und Marthe zu Bett gehen könnte, sitzt sie noch lange an dem einzigen Fenster ihrer Küche und blickt in den Lichthof hinab und wartet.

Mit großen Augen starrt sie auf die vielen Fenster der anderen Häuser und auf die Lichter, die eins nach dem anderen aufblitzen oder erlöschen. Ihr zahnloser Mund bewegt sich mahlend. Die runde, weiße Küchenuhr tickt laut und gebieterisch, vielleicht auch ein wenig höhnisch. Und sonst ist es ganz still. Dann denkt Marthe an ihren Sohn. Sieben Jahre hat sie ihn nicht gesehen.

Aber heute, während sie wäscht, knistert in der Tasche ihres langen, weiten Rockes ein Brief. Ihr Sohn hat ihn ihr geschrieben. Wortkarg, wie er immer sprach, so schreibt er:

„Ich komme und besuche dich. Endlich habe ich sie, ich komme mit ihr." So lautet der Brief. Da soll sich einer auskennen. Frau Marthe mudelt die Wäsche zusammen und schlägt auf das seifige, dampfende Knäuel, daß ihr die Seifenflocken ins Gesicht spritzen.

Ihr Herz, das heute morgen nur Freude und Glück über den Besuch ihres Sohnes gefühlt hatte, rebelliert jetzt aus Eifersucht. Sie sieht ein kleines, mürrisches Ding vor sich, die ihr, der Schwiegermutter-Wäscherin, herablassend oder hochmütig entgegenkommen wird, vor allem eines, das sie aus dem Herzen des Sohnes verdrängt hat. Der Eifersuchtswurm nagt kräftig an ihrem Herzen und frißt ein hübsches Stück Freude über des Sohnes Heimkehr. —

Es ist schon finster, als Mutter Marthe heimgeht. Braune Blätter rascheln unter ihren müden Füßen, und es riecht feucht. Sie hastet die Treppe hinauf und öffnet die kleine Wohnungstür. Und da überfällt es sie plötzlich so, daß sie sich an die Wand lehnen muß. Ihr Herz klopft, und es kommt ihr erst jetzt zum Bewußtsein, daß ihr Sohn, vielleicht in ein paar Stunden schon, da stehen wird. Der dumpfe, eifersüchtige Groll gegen „Sie" weicht einen Augenblick, und ihre müden Füße beginnen zu laufen. Es gibt eine Menge zu tun!

Sieben Jahre sind eine lange Zeit. Aber Mutter Marthe, die sonst sehr vergeßlich ist, weiß ganz genau, was der Sohn gern ißt. Bald dampft und duftet es in der kleinen Küche, geschäftig eilt Marthe hin und her. Der kleine Küchentisch trägt ein neues, weißes Tuch, aber als Marthe die Teller drauf stellt, gräbt sich wieder der harte Zug in ihr Gesicht. Etwas härter als sie eigentlich will, stellt sie den dritten Teller auf den Tisch und dann das Besteck und ein drittes Glas. Sie kehrt sich ab und hadert eine Weile stumm mit sich und mit „Ihr", aber auf dem kleinen Herd brenzelt es ein wenig, und Marthe hat alle Hände voll zu tun. Nun, wo alles fertig ist, setzt sich Marthe, das Zopfkränzlein ist aufgesteckt, und auch eine weiße saubere Schürze hat sie sich vorgebunden, legt die rissigen Hände in den Schoß und wartet.

Und dann klopft es endlich. Aber Marthe rührt sich noch nicht. Sie wartet. Wie oft hat sie sich das ausgemalt! Es klopft, Marthe macht auf, und ihr Sohn ist da. Ihr Sohn. Nach sieben, langen Jahren. Morgen ist große Wäsche, denkt Marthe. Ich muß früh aufstehen. Ganz zeitig. Ihr Herz klopft, und sie starrt auf die Tür. Und wieder pumpert jemand daran, lauter, ungeduldiger, stärker. Marthe horcht, sie hält den Kopf vorgebeugt, und sie will auch jetzt der Tür zueilen, sie will es, aber sie kann es nicht. Ihr Herz steht schon an der Tür, fliegt dem Sohn entgegen, der draußen steht. Aber ihre Beine tragen sie nicht. Sie flüstert: herein. Aber die Tür ist versperrt, und nun kommt Marthe auch auf die Beine. Sie taumelt der Tür zu und dreht den Schlüssel im Schloß.

Der nun herein kommt, der Mutter die Hand reicht und sie kurz und herzlich drückt, ist Marthes Sohn. Die Tür bleibt offen, und Marthe wartet noch. Die Liebe wallt heftig in ihrem Herzen auf. Auch die Eifersucht. Aber es kommt niemand mehr. Der Sohn schließt die Tür und schaut seine Mutter erstaunt an. Dann lächelt er und beginnt mit demselben Lächeln in der kleinen Wohnung herumzugehen. Er greift dies und das an, lächelt wieder. Er schnuppert gegen den kleinen Herd und blickt dann Marthe herzlich an. Mutter Marthe fragt nicht. Sie sagt auch nichts, als der Sohn erstaunt auf den dritten Teller deutet und ihn dann achtlos beiseite schiebt. Sie füllt ihm den Teller und freut sich, daß es ihm schmeckt. Ihr Herz jubelt, und ihre Beine sind wie Blei vor lauter Freude, daß ihr Sohn da ist. Aber sie grübelt und schaut zuweilen ängstlich nach der Tür.

Der Sohn hat gegessen. Er schiebt den Teller von sich und sieht lächelnd Mutter Marthe an. Dann sagt er: „Komm, ich will dir was zeigen, Mutter — sie —" Und dann zieht er die leicht Widerstrebende zur Tür hinaus und die Treppe hinunter über den finsteren, spärlich beleuchteten Hausflur. Vor dem Haustor macht er halt. „Das ist sie, Mutter —" sagt er. Und seine Stimme klingt hell und froh. Zärtlich streicht seine braune, kräftige Hand über die nickelglänzende Lenkstange eines Motorrades. In dem schwankenden Bogenlampenlicht glänzt und gleißt seine neue Maschine, „Sie".

Marthe fängt plötzlich zu weinen an. Aber ihr Gesicht strahlt, und sie hängt sich schwer an den Arm des Sohnes. Fast übermütig zieht sie ihn nun die Treppe hinauf.

Irgendwo ist es Nacht und blinken die Sterne. Irgendwo gibt es dampfende Räume und Berge von Wäsche. Irgendwo gibt es schmerzenden Rücken und rissige Hände und viel, viel Arbeit. Irgendwo gibt es auch eine Zeit. Aber die gibt es jetzt nicht — für Marthe.





„Der Herr hat es selbst so verlangt, er will vermeiden, Haare auf den Rücken zu bekommen!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.